

ALMA KATSU

DAS FIEBER

Aus dem Amerikanischen von Susanne Picard

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Fervor*
erschien 2022 im Verlag G. P. Putnam's Sons.
Copyright © 2022 by Glasstown Entertainment, LLC and Alma Katsu

1. Auflage Januar 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Lektorat: Joern Rauser
Titelbild: Arndt Drechsler-Zakrzewski
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-042-7
eBook 978-3-98676-043-4



Für meine Mutter Akiko Souza – dafür, dass sie
uns all ihre Kindheitserinnerungen an Japan
zur Zeit des Zweiten Weltkriegs erzählte,
und für meinen Schwiegervater John Katsu,
der seine Erfahrungen mit der Internierung
mit uns teilte.

Wasaburo Oishis Tagebuch Mai 1917

Auf der Insel ist es windig und immer feucht. Hier gibt es nichts außer Steinen und Bäumen und dem Ozean, wohin man auch sieht. Es ist deprimierend. Man sollte gar nicht vermuten, dass Schikotan doch verhältnismäßig nahe am Festland liegt, bei Nemuro, und eine etwas größere Insel ist, die zusammen mit ihren Nachbarinseln so wirkt, als wäre sie von der Nordostküste Hokkaidos abgebrochen.

Wir sind erst gestern angekommen, und schon ist mir die kalte Seeluft in die Knochen gekrochen und in das Papier gesickert, auf dem ich hier schreibe. Ich hätte nicht kommen sollen, sagen mir die Einheimischen. Du hättest deine Frau und dein Kind nicht mitbringen dürfen. Es ist hier nicht sicher. Yuriko und Meiko haben sich nicht beklagt, auch wenn einem dieser Ort wohl kaum als Ferienparadies erscheint. Sie wissen um die Bedeutung dieses Aufenthalts, bei dem ich meine Studien der Höhenwinde vertiefen möchte. Immerhin habe ich dafür meine Arbeit beim Zentralen Meteorologischen Observatorium ausgesetzt. Meine Vorgesetzten dort genehmigten den Aufenthalt hier, teilten mir jedoch mit, dies sei meine letzte Chance. Sie sind nicht überzeugt, dass die Winde, die ich entdeckt habe, von irgendeiner Wichtigkeit sind. Auch andere Wissenschaftler haben mein Werk bislang ignoriert. Von meinen Veröffentlichungen hat die Welt keine Notiz genommen.

Es sei nicht zu spät, sich einem neuen Forschungsthema zu widmen. »Sie sind doch noch ein junger Mann«, teilte mir mein Mentor kurz vor der Abreise mit. »Sie finden sicher noch etwas anderes, womit Sie der Nachwelt im Gedächtnis bleiben können.«

Man wollte, dass ich keine weiteren Reisevorbereitungen treffe, um das Geld für andere Projekte zu verwenden. Aber ich weiß, dass sich meine Entdeckung eines Tages als bedeutungsvoll erweisen wird. Die Forschungen werden mein größter Beitrag für die Menschheit sein, von dieser Wahrheit bin ich zutiefst überzeugt.

Schikotan ist meine letzte Hoffnung, um zu beweisen, dass an »Wasaburos Winden« etwas dran ist.

Wir entdeckten schon bald, dass sich auf Schikotan auch eine kleine Kolonie der Ausgeschlossenen, der Verrückten und der Missgestalteten angesiedelt hat. Das sind Menschen, die in der Gesellschaft unerwünscht sind. Sie wurden hierher auf diesen einsamen Außenposten geschickt – damit man sie untersuchen und sich um sie kümmern kann. Zumindest in der Theorie. In Wirklichkeit gibt es keinen anderen Ort, an den sie gehen können. An diesen Ort werden sie geschickt, um zu sterben.

Ich bin Wissenschaftler, also wurde von mir erwartet, dass ich dem Krankenhaus einen Höflichkeitsbesuch abstatte. Aber über diese Verpflichtung hinaus bin ich auch neugierig darauf gewesen und habe gehofft, verstehen zu können, was diese Patienten einschränkt und ob das vielleicht mit dem grauensvollen Ruf dieses Ortes zusammenhängt. Ich wollte sie einfach selbst in Augenschein nehmen. Alle Patienten, die ich traf, wirkten geistesabwesend oder waren dement, viele gewalttätig. Ihre Klagen, das Heulen und ihr Rütteln an den Türen wurden vom Wind davongetragen.

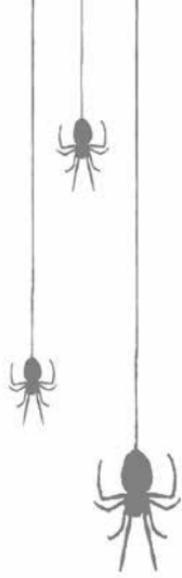
Der Mann, der für sie verantwortlich war, sagte, jedem Patienten gehe es nach seiner Ankunft hier schlechter als vorher. Seiner Ansicht nach hatte das mit der Isolation zu tun, doch sicher war er sich nicht. Selbst die Wärter scheinen hier langsam, aber unweigerlich auf ihre eigene Art verrückt zu werden. Aus diesem Grund verlassen nur wenige das Krankenhaus lebend.

Aber in diesem Jahr, so sagte er mir, hätten sich die Dinge auf unerklärliche Weise noch weiter verschlechtert. Neuankömmlinge habe sehr rasch der Wahnsinn erfasst. Er hat keine Ahnung, was die Ursache dafür sein könnte. Er riet mir, meine Familie auf der Stelle wieder aufs Festland zu schicken und auch selbst nur so lange wie unbedingt nötig zu bleiben.

Die Einheimischen sagen, die Insel sei verflucht.

1

In der Nähe von Bly, Oregon Gearhart Mountain 19. November 1944



»Himmel, Arsch und Zwirn, wirst du wohl ...!«

Archie Mitchell packte den Schaltknüppel seines 1941er Nash 600 Sedan, aber die Räder drehten im Matsch dennoch durch.

Der späte Herbstregen hatte die Dairy Creek Road in etwas verwandelt, das kaum mehr als eine Mure dunklen Schlamms war, die sich den dicht mit Ponderosa-Kiefern und Wacholder bewachsenen Berghang hinabwand. Unsicherheit erfasste ihn. Sie hätten es besser wissen müssen als zu dieser Jahreszeit diese nicht ausgebauten Holzfällerwege entlangzufahren.

»Archie, die Kinder«, mahnte Elsie vom Beifahrersitz aus. Ihre Haare waren blond, die Lippen pink. Haselnussbraune Augen warfen einen scharfen Blick in den Rückspiegel. Das Spiegelbild zeigte ihr eine Ansammlung von braunen und grünen Hemden und Cordhosen, zu viele knubblige Knie und herunterrutschende Socken: Die Patzke-Kinder, Dick und Joan, und noch drei andere,

Jay Gifford, Edward Engen und Sherman Shoemaker, nahmen an dem Ausflug teil, alle hatten sich die Haare zur Feier des Sonntags glatt gekämmt. Sie flüsterten und sangen in sich hinein. Auf dem hinteren Sitz zog Dick Patzke gerade seine Schwester, die schon ein Teenie war, am Pferdeschwanz.

»Stecken wir fest?«, wollte Ed wissen.

»Alles ist gleich wieder in Ordnung«, versicherte Elsie den Kindern. »Der Herr hat uns mithilfe der Natur nur eine kleine Prüfung geschickt. Das ist alles.«

Eine Prüfung der Natur. Archie lächelte. Seine Frau hatte recht. Er hätte besser auf seine Ausdrucksweise achten sollen. Kein Wunder, dass sie auf dem Simpson Bibelkolleg die Beste gewesen war – ganz im Gegensatz zu ihm. Aber aus irgendeinem Grund und trotz all seiner Fehler hatte Gott es für richtig gehalten, ihm Elsie an die Seite zu geben.

Wieder trat er aufs Gaspedal, und diesmal machte der Wagen einen Satz nach vorn. Als die Räder wieder zugriffen, rutschte ein Strom lehmgrauen Schlamms unter ihnen davon.

»Siehst du«, meinte Elsie und tätschelte sein Knie. Er versuchte, den Trost, den sie spenden wollte, auch wirklich an sich heranzulassen, doch die schlimme Vorahnung und die Nervosität, die ihm schon den ganzen Morgen auf der Brust saßen, wollten nicht verschwinden.

Aber genau deshalb waren sie ja hier. Dieser Ausflug zum Gearhart Mountain war Elsies Idee gewesen. Sie und Archie hockten schon seit Ewigkeiten drinnen, er machte sich ständig Sorgen um ihr Wohlergehen. Sie brauchten einfach einen Tapetenwechsel. Zu leicht wurde man irre, wenn man nicht ab und zu an die frische Luft kam.

Für ein junges, glückliches Paar in den besten Jugendjahren war es einfach nicht gesund, immer aufeinanderzuhocken. Außerdem hatten sie gerade erst erfahren, dass die Patzkes ihren Ältesten an der Front in Übersee verloren hatten. Sicher war es in einem solchen Fall die Pflicht eines Reverends, einzuspringen und einer trauernden Familie etwas Unterstützung anzubieten. Dass ihm ein paar passionierte Angler erzählt hatten, Forellen bissen im Leonard Creek auch zu dieser Jahreszeit noch gut an, hatte dem Ganzen sicher noch einen zusätzlichen Schub gegeben.

»Mein Fischer, der nie die Hoffnung verliert!«, hatte Elsie ihn später am Abend geneckt, als sie unter dem gelben Schein ihrer zueinanderpassenden Nachttischlämpchen lagen. »Aber wäre das nicht ganz nett für die Patzke-Kinder? Ein kleiner Sonntagsausflug irgendwann? Die Patzkes sind sicher froh, in ihrer Trauer etwas allein sein zu können, glaubst du nicht? Außerdem könnte ich die Übung brauchen, wo ich doch selbst bald Mama bin.«

Sie versuchte immer, ihn aus seinen Grübeleien herauszuholen ... und es gelang ihr auch. Archie rollte sich herum und drückte seiner Frau einen Kuss auf den runden, gespannten Bauch. Fünf Monate waren es jetzt, und er konnte es kaum noch erwarten. Diesmal würde alles problemlos ablaufen. Es gab keinen Grund zur Sorge. Ein gesunder Sohn war unterwegs, versicherte sich Archie angesichts des rosigen Schimmers auf den Wangen seiner Frau.

Er hatte ein Ja in ihr Nachthemd geraunt, und jetzt war aus einem ›Sonntagsausflug irgendwann‹ der Sonntagsausflug heute geworden.

Der Wald um sie herum wurde dichter, der Himmel über ihnen strahlte in paradiesischem Blau. Nur ein paar Wolkenfetzen waren von dem gestrigen Unwetter übrig geblieben. Dennoch, je weiter sie die immer steiler werdende Straße hinauffuhren, desto fester zog sich die Eisenspange um seine Brust zusammen. Er kurbelte sein Fenster herunter und sog die frische Bergluft tief ein. Es war so kalt, dass man schon den Winter darin schmecken konnte.

Und für einen Augenblick, nur ganz kurz, war er sicher, eine Schneeflocke gesehen zu haben. Ein unheimlicher Schauer überkam ihn, als wäre in einem Zimmer plötzlich eine Tür aufgerissen worden. Aber es war doch nur ein winziger Kiefern sämpling, ein kleines Stück Flaum, das der Wind davontrug.

Die Kinder sangen schon wieder Kirchenlieder, als Archie den Nash auf einen schmaleren Versorgungsweg lenkte. Ohne jeden Zweifel hatte er mehr Schlaglöcher als die Dairy Creek Road, weshalb Archie schon bald einen besorgten Blick auf Elsie warf. Sie legte eine Hand auf ihren Bauch, als der Wagen über eine hervorstehende Wurzel donnerte.

Behutsam bremste er. Bis zu der verlassen kleinen Hütte, von der ihm die Angler erzählt hatten, war es nicht mehr weit. »Vielleicht sollten wir den Rest des Weges zu Fuß gehen.«

Elsie griff nach der Halteschlaufe. »Wie wäre es, wenn ich die Kinder zum Fluss bringe? Vielleicht kommst du mit dem Wagen noch ein Stück weiter. Dann müsstest du die Picknick-Ausrüstung nicht so weit tragen.«

Wie immer hatte sie recht. »Bist du sicher, dass das für dich in Ordnung ist?«

Ihr Lächeln glich einem Sonnenstrahl und erfüllte ihn mit etwas, das noch mehr war als Liebe. Etwas, das er nicht benennen konnte, denn es würde Gott beleidigen, hätte man es getan. Er betete sie an. Er hätte sich draußen in den Schlamm gelegt und ihr als Fußmatte gedient, nur damit sie lächelte. Allein das Gefühl ihrer sanften Hände auf ihm in der Dunkelheit, diese eigenartigen kleinen Küsse, die verbotene Gedanken in ihm auslösten und ihn in Flammen aufgehen ließen. Gegen Elsie war er machtlos.

»Natürlich«, erwiderte sie jetzt. »Weißt du, manchmal musst du mich eben einfach aus den Augen lassen.« Wieder lächelte sie.

Er beobachtete, wie die Kinder aus dem Auto krabbelten – wie kleine Ziegen, denen man das Gatter geöffnet hatte.

»Ich werd den größten Fisch angeln!«, krächte einer der Jungs.

»Nein, ich ...!«

»Ich werd mir einen Wal fangen!«

»Bist du blöd, in Flüssen gibt's doch keine Wale«, schrie der erste Junge zurück. Die Stimmen erinnerten Archie an seine eigene Kindheit, in der er mit seinen Freunden manchmal von einer Brücke aus geangelt hatte. Kinder, die glücklich waren, Kinder zu sein, und einfach drauflosspielen durften. Er war damals noch keine 13 gewesen, hatte sich aber schon wie ein alter Mann gefühlt.

»Wer zuletzt am Fluss ist!«

... *ist der Dumme*, ergänzte Archie in Gedanken. Einige Dinge änderten sich eben nie.

Sie rannten den Pfad entlang und spornten sich dabei gegenseitig an. Elsie bildete zusammen mit dem

Patzke-Mädchen das Schlusslicht. Joan Patzke war wirklich ein braves Kind, dachte Archie. So aufmerksam. Gut erzogen, wie sie war, war sie bei Elsie geblieben, damit diese Gesellschaft hatte und eine Hand, auf die sie sich stützen konnte.

Wenn nur jede Familie in der Gemeinde so freundlich wie die Patzkes wäre! Wenn alle Eltern in Bly so gut wie diese Kinder wären, dann wäre alles in Ordnung, dachte er. Und trotzdem wollte sich die Enge um seine Brust nicht lösen.

Sobald das Baby auf der Welt war, würde er wieder atmen können. Die Ärzte versicherten ihm, dass jetzt, im fünften Monat, alles in Ordnung war und man sich nun keine Sorgen mehr machen musste.

Aber das hatten sie beim letzten Mal auch gesagt.

Er parkte so dicht wie möglich am Rand des Wirtschaftswegs, aber der Nash nahm dennoch einen Großteil der Fahrbahn ein. Keiner würde an dem Auto vorbeifahren können, der Versorgungsweg war einfach zu schmal.

Als er den Kofferraum öffnete, wehte ihm der Duft von Schokolade entgegen. Elsie hatte gestern beschlossen, für das geplante Picknick eine Schokoladentorte zu backen. Die Böden hatte sie noch gestern fertig bekommen und auf dem Gitter über Nacht auskühlen lassen. Die Schokocreame hatte sie erst heute Morgen gemacht, die Butter und den Zucker mithilfe eines großen Holzlöffels mit der Hand geschlagen. Elsie backte die Schokoladentorte nur ein- oder zweimal im Jahr, allein der Gedanke daran ließ Archie das Wasser im Mund zusammenlaufen. Er hob den Korb, in dem sich die Torte befand, heraus, legte die Holzgriffe über den Unterarm und nahm mit der

anderen Hand den Picknickkorb aus dem Kofferraum. Darin befanden sich Truthahnsandwiches, außerdem eine Thermoskanne mit Kaffee für die Erwachsenen und ein Krug Apfelsaft für die Kinder.

Er stellte den Korb auf den Boden, um den Kofferraumdeckel zu schließen, als noch einer dieser winzigen weißen Sämlinge auf seiner Nase landete. Er war nicht größer als eine Schneeflocke. Er fegte ihn fort, seltsam beunruhigt. Wieder dieses Gefühl: ein Wind, der ihn durchfuhr. Er schauderte und schlug den Kofferraum zu.

Eine Frau stand vor ihm.

Vor Schreck machte er einen Schritt rückwärts, doch sie blieb vollkommen reglos stehen und beobachtete ihn. Sie war jung und wunderschön, trug einen Kimono, und zwar einen kostbaren, wenn er sich nicht irrte, sah aber etwas derangiert aus. Ihr glänzendes schwarzes Haar fiel in langen Strähnen herab, die Enden ihres Obi flatterten im Wind.

Wo war sie so plötzlich hergekommen? Niemand war ihnen auf dem Versorgungsweg entgegengekommen, niemanden hatte er in den Wäldern gesehen, da war sich Archie sicher. Er hatte nämlich, um nicht wieder im Schlamm stecken zu bleiben, besonders gut auf den Weg vor sich geachtet.

Schon komisch, dass jemand in einem so ausgefallenen Aufzug durch die Wälder wanderte. Auch wenn Archie Japaner, die traditionelle Kleidung trugen, schon in Bly gesehen hatte. Vor Jahren.

Aber jetzt gab es keine Japaner mehr in der Stadt.

Das Seltsamste allerdings war der Ausdruck in ihrem Gesicht, die Art, wie sie ihn anlächelte. Durchtrieben. Hinterhältig. Angesichts dieses Lächelns blieben ihm seine

Fragen im Halse stecken. Es hinderte ihn daran, etwas anderes zu tun als sie anzustarren.

Mehr von den weißen Sämlingen schwebten nun zwischen ihnen, wirbelten herum und umeinander, es wirkte spielerisch. Sie hob einen Finger und wies damit auf den Flaum. »*Kumo*«, sagte sie mit einer Stimme, die kaum mehr als ein Wispern war. Archie kannte das Wort nicht, war sich aber sicher, dass es das war, was sie gesagt hatte. *Kumo*.

Der Klang rufender Kinder riss ihn aus den Gedanken, und Archie wandte sich ab. Der kleine Edward – oder war es Sherman? – rief etwas in der Ferne. Er musste sich vergewissern, dass Elsie in Ordnung war, dass die Kinder nichts angestellt hatten.

Als er sich wieder umdrehte, war die Frau im Kimono verschwunden.

Für einen Augenblick hielt er inne. Er war verwirrt. Er sah auf die Stelle der Straße hinab, an der sie gestanden hatte, doch keine Fußspuren waren zu sehen. Der Matsch wirkte unberührt.

Ein Schauer rann ihm den Rücken hinab, gefolgt von einem kleinen schuldbewussten Zittern.

Dann brüllten die Jungen wieder los. Ihre Stimmen überschlugen sich vor Aufregung, und Archie musste sich auf sie konzentrieren.

»Was ist denn los?«, rief er, hob die beiden Körbe mit dem Picknick auf und ging auf den Waldrand zu.

»Wow!« Das war Joans Stimme.

»Liebling?« Jetzt sprach Elsie. »Wir haben etwas gefunden. Komm, sieh dir das an!«

Jetzt konnte er durch die Bäume hindurch ihre Gestalten erkennen, ebenso wie den Fluss weiter entfernt,

schwarz und gewunden wie eine Schlange. Etwas Helles und Großes auf einer Lichtung, das auf dem Boden lag wie ... außerweltliches Moos.

»Was ist das?«, rief Archie und lief schon.

Er konnte die Form des hellen Flecks nicht erkennen, dazu war er noch zu weit entfernt. Vielleicht ein Banner, das sich von einem Gebäude oder Lagerhaus gelöst hatte, vielleicht waren es sogar Bettlaken, die der Wind von einer Wäscheleine geweht hatte. Es wirkte verwittert, ein wenig angegraut und hatte sich ausgebreitet, was in dieser Wildnis seltsam anmutete.

»Ist das vielleicht eine Art Fallschirm?«, rief ihm Elsie über die Schulter entgegen.

Panik stach ihm wie ein Messer in die Brust. Er ließ den Kuchen- und Picknickkorb fallen. »Nichts anfassen!«

Vor ein paar Monaten war es in den Nachrichten gewesen: Irgendetwas von einem Fallschirm, der vom Himmel gefallen war und bei der Berührung der Hochspannungsleitungen eines Kraftwerks in der Nähe von Spokane Feuer gefangen hatte. Beinahe wäre das ganze Kraftwerk in Flammen aufgegangen, hätte man den Generator nicht kurzerhand vom Netz genommen. In den Nachrichten hatte es geheißen, es habe sich um einen Fallschirm gehandelt, Augenzeugen hatten aber etwas anderes berichtet. Einige fürchteten, es handele sich um eine unbekannte Kriegswaffe.

Archie würgte und blieb stehen. Irgendetwas, das im Wind dahin schwebte, war in seine Kehle geraten. Es sah wie Schnee aus, aber das konnte es nicht sein. Es war zu früh für Schnee, auch wenn es nicht das erste Mal gewesen wäre, dass es hier schon im November schneite. Vielleicht noch ein Sämling. Oder etwas ganz

anderes. Asche? Er sah jetzt eine ganze Menge davon in der Luft, kleine Knäuel weißen Flaums, wie Löwenzahn-sämlinge, nur kleiner. *Aber im November gibt es keinen Löwenzahn.* Auf einmal war er fasziniert. Er hob eine Hand, um einen der Samen einzufangen, doch der Wind wehte ihn davon.

Seine Hand schwebte noch in der Luft, als sich ein weiteres Stückchen weißen Flaums auf seine Wimpern legte. Es war dem Auge so nahe, dass er zunächst nur einen halb durchsichtigen Kreis wahrnahm. Eine Staubflocke.

Aber dann, als er sich darauf konzentrierte, bewegte es sich.

Es bewegte sich auf eine so seltsame Weise, als hätte es Arme. Diese Arme schlenkerten nach rechts und links, auf und ab. Mit eiskalter Klarheit wusste er plötzlich, um was es sich handelte.

Eine winzige, durchsichtige Spinne.

Der Schreck, der ihn durchfuhr, wurde von einem donnernden Krach unterbrochen.

Dann wurde er von einer Druckwelle erfasst und nach hinten gerissen, als wäre er von einer Kanonenkugel erfasst worden.

Archie war noch ein Junge gewesen, als auf der Farm seiner Eltern ein schrecklicher Unfall geschehen war. Sein Onkel Ronald war in einem Getreidesilo von einem Feuer eingeschlossen worden, das darin ausbrach. Es war ein Albtraum, das Innere des Silos hatte sich im Handumdrehen in einen Flammentornado verwandelt. Niemand hatte seinem Onkel zu Hilfe kommen, ihn aus dem Silo ziehen oder Wasser heranschaffen können, um das Feuer zu löschen. Er erinnerte sich an die Panik seiner

Eltern, den Schock, in den das Ereignis alle versetzt hatte, auch die Farmhelfer, die herumrannten und schrien. Sie alle waren hilflos gewesen.

Es war ein schrecklicher Unfall. Damals hatten das alle gesagt.

Später, als die Nachbarn gekommen waren, um Archies Eltern zu trösten, hatte Archie, von dem alle glaubten, er läge im Bett, auf der Treppe gesessen und heimlich gelauscht. Er erinnerte sich daran, wie sein Vater darauf bestanden hatte, sein Bruder habe den Unfall selbst verschuldet. »Wahrscheinlich war er betrunken«, hatte er schon am Nachmittag bitter festgestellt. Archies Mutter hatte ihm bedeutet zu schweigen. Aber in dem Augenblick ergab das für Archie alles einen Sinn (aber vielleicht griff er hier auch nur nach Strohhalmen): Dass Onkel Ronald eines Tages einfach an die Tür geklopft hatte, ohne zu erwähnen, wo seine Frau war. Dass er auf der Couch eingeschlafen war und Archie ihn am nächsten Morgen, eingehüllt in eine Wolke von Alkohol, geweckt hatte.

»Er war ein Sünder. Und glaub mir: Die, welche sündigen, werden am Ende in den Flammen der Hölle braten«, hatte sein Vater an jenem Abend verkündet.

Grauen hatte Archie gepackt, ein Gefühl, als wäre er irgendwie verantwortlich dafür. Seine Mutter hatte das als ein Gefühl abgetan, das Christen offenbar manchmal überfällt. *Du bist eben ein guter Junge. Eine anständige, christliche Seele.*

Manchmal erinnerte sich Archie an diese Nacht als an den Anfang von irgendetwas. Den eines Feuers, das in ihm entflammt war. Seit Jahren versuchte er, anständig zu sein. Er widerstand Versuchungen und gab der Sünde nicht nach. Man konnte ihm nichts vorwerfen.

Doch all die Zeit über trug er ein schreckliches Geheimnis mit sich herum. Eine Schuld, die er sich nicht eingestehen konnte und im Keim ersticken wollte, sobald sie sich in ihm rührte.

Und schließlich hatte er Elsie gefunden. Sie war so tugendhaft, so rein, dass es ihm ein Leichtes war, in ihrer Gegenwart anständig und gut zu sein. Die Fehler der Vergangenheit, glaubte er, lagen nun endgültig hinter ihm.

Doch da hatte er sich geirrt.

Zitternd und bebend vor Schreck rappelte sich Archie aus dem Schlamm und den Wurzeln auf, kam schwankend auf die Beine und taumelte auf die dicke Qualmwolke zu, die vor ihm aufwallte. Es war, als hätte sich die Erde, auf der sie alle gestanden hatten, plötzlich geöffnet und als wäre ein Vulkan ausgebrochen. Er würgte Rauch brannte in seinen Augen. Wo waren sie denn alle nur?

Die bunten Gestalten, die er gerade eben noch gesehen hatte, Elsies weiße Strickjacke, das blaue Kleid des Patzke-Mädchens, das bunt karierte Hemd des Shoemaker-Jungen ... das alles war aus seinem Sichtfeld verschwunden. Oder halt, nein, nicht verschwunden. Über den Boden verstreut. Wie Wäsche, die man achtlos in den Wind geworfen hatte.

Da wand sich jemand.

Jemand schrie. Kam das aus seiner eigenen Kehle?

Er rannte wieder los, stieg dabei über zwei weitere Kleiderbündel hinweg, eines, das um sich schlug und schrie, eines, das unheimlich still dalag. Aber er wäre über hundert brennende Kinder hinweggestiegen, um Elsie zu erreichen. Das war in der Tat seine größte Sünde, diese Verehrung für sie. Das war ein Stück Fegefeuer, das in ihm brannte.

Sie schrie und schlug um sich. Als wäre sie nicht menschlich.

Im nächsten Augenblick kniete er im Schlamm neben ihr. Neben dieser Kreatur, zu der seine Frau geworden war. Verwandelt von Feuer und Chaos in etwas anderes. Er riss sich die Jacke vom Leib und versuchte, die Flammen damit zu ersticken und sie am Boden festzuhalten. *Lass mich dir helfen*, schrie er heraus.

Aber ihr Gesicht war kein Gesicht mehr, sondern nur noch eine einzige Wunde: rot, fleischig, die Haut von den Muskeln gerissen. Ihre Lippen bewegten sich, aber er konnte nicht verstehen, was sie sagte.

Um sich herum hörte er Stöhnen. Der Schock lähmte ihn. Das alles war doch nicht *wirklich*.

Er war wieder eingetaucht, durch die Zeit in die Vergangenheit gereist, in die Nacht des Feuers, nur diesmal war es nicht sein Onkel, der im Zentrum des Geschehens stand und bei lebendigem Leib verbrannte, sondern Archie selbst.

Er wusste nicht, wie lange er dort schon kniete, keuchte und würgte und schrie, bis seine Kehle wund war. Wie lange er Rauch hustete und Blut, den brennenden Leib seiner Frau zu löschen versuchte, obwohl sie sich schon nicht mehr regte.

Schließlich legten sich Hände auf seine Schultern. Dunkel wurde er sich bewusst, dass es sich wohl um zwei Straßenarbeiter handelte, die die Dairy Creek Road heraufgekommen waren. Die starken Hände zerrten Archie über den Waldboden, fort von dem Explosionskrater, fort von dem immer noch brennenden Scheiterhaufen, in den der rätselhafte Fallschirm sich verwandelt hatte. Fort von den Kindern.

Fort von ihr. Seinem Leben, seiner Zukunft. Seinem Alles.

Kurz bevor er das Bewusstsein verlor, kam ihm ein Gedanke.

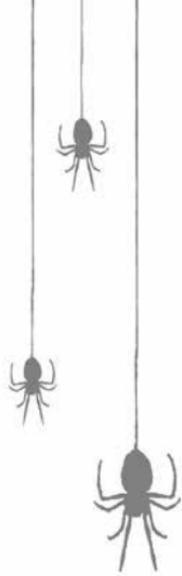
Das ist mein Schicksal. Meine Strafe.

Für diese schreckliche Tat, die er begangen hatte.

Er hatte geglaubt, vor ihr fliehen zu können, aber diese ganze Zeit hatte die Hölle mit weit aufgesperrtem Rachen nur auf ihn gewartet.

2

Camp Minidoka Idaho



Der große Lkw rumpelte langsam durch die Lagertore. Die tiefen Spurrillen ließen die Karosserie wie eine schwer beladene Kuh hin und her schwanken. Meiko Briggs' Blick blieb daran hängen, es war etwas Ungewöhnliches an diesem Lkw. Ständig kamen Lieferwagen mit allen möglichen Gütern ins Internierungslager, aber immer waren es zivile Fahrzeuge. Dieser Lkw hingegen war in einem trüben Olivgrün lackiert, auf dem man mithilfe von Schablonen überall die Aufschrift U.S. ARMY und weiße Ziffernkolonnen angebracht hatte. Über die Ladefläche hatte man eine Plane gespannt.

Als der Laster an diesem Morgen eintraf, brachte Meiko gerade ihre Tochter zur Schule. Ihr Blick folgte dem Wagen, der auf einer der selten benutzten Straßen auf eine Scheune zufuhr. Ein Schild an dieser Scheune besagte: LAGERINSASSEN IST DAS BETRETEN VERBOTEN. Die meisten Gebäude in Minidoka wurden von den Lagerinsassen benutzt, aber diese Scheune gehörte zum Territorium der Lagerverwaltung. Seit Kurzem hing auch ein

Vorhängeschloss an den Toren. Wachen standen bereit, um die Gebäudetore zu schließen, sobald der Lkw im Inneren verschwunden war. Offenbar sollte niemand erfahren, was der Laster geladen hatte.

Natürlich fragte sich Meiko, was das sollte. Bisher hatte sich das Militär doch nicht um das Lager gekümmert.

Auch die Eingangstore zum Lager selbst schlossen sich nun, obwohl Meiko nicht begriff, warum das überhaupt passierte. Sie hätten genauso gut offen stehen bleiben können, und es war nicht so, als wären sie immer versperrt gewesen. Die Verfügung, aufgrund derer sie und weitere 10.000 Bewohner von Minidoka vor zwei Jahren hier interniert worden waren, würde wohl bald aufgehoben werden. In der letzten Zeit war die Freilassung der Insassen aus diesem Gefängnis das Gesprächsthema Nummer eins gewesen. Ein paar Bewohner machten sogar schon Pläne, das Lager zu verlassen. Zu voreilig, wie einige schimpften, und die meisten waren auch noch nicht so weit. Zwar verfolgten die Insassen von Camp Minidoka das Drama, das sich gerade vor dem Obersten Gerichtshof abspielte, durchaus gespannt, doch sie blieben weitgehend ruhig. Was sie in den karg eingerichteten Schlafräumen, diesen winzigen, staubigen und von Läusen verseuchten Baracken, hielt, war wirkungsvoller als die Wachen mit all ihren Gewehren.

Es war die Furcht vor dem, was hinter dem Zaun lauerte: der Hass ihrer amerikanischen Mitbürger.

Sie alle hatten schon Gerüchte über Japaner gehört, die in ihre Heimatstädte zurückgekehrt waren. Man hatte sie bedroht, ja, ihnen sogar Prügel angekündigt, wenn sie nicht fortzögen. Darüber hinaus waren viele der ehemaligen Häuser und Läden, die sie bewohnt und

betrieben hatten, während ihrer Gefangenschaft einfach verkauft worden. Es gab sogar Fälle, in denen die Nachbarn, denen sie ihre Besitztümer anvertraut hatten – Nachbarn, die versprochen hatten, darauf achtzugeben, bis der Sturm sich gelegt hatte –, diese Habseligkeiten stattdessen verkauft hatten, in der Annahme, dass die rechtmäßigen Besitzer ohnehin nie zurückkehren würden.

Freunde und Bekannte hatten sich abgewandt – und dazu waren nur zwei kurze Jahre nötig gewesen. Diese Veränderung jagte so manchem einen Schauer über den Rücken.

Das Auftauchen des Armeelasters war so außergewöhnlich, dass er auch Aiko aufgefallen war. Sie beobachtete ihn mit vollem Körpereinsatz und riskierte sogar, sich auf die Zehenspitzen zu stellen, um einen eingehenderen Blick darauf werfen zu können, während er in der Scheune verschwand.

Das war kein gutes Zeichen. Ihr Kind benahm sich in der letzten Zeit zunehmend merkwürdig. Meiko hatte den Eindruck, dass es Angst vor allem hatte. Eigentlich nicht ungewöhnlich für ein Mädchen, das so viel durchgemacht hatte wie Aiko: zwei Jahre in einem Lager, das nicht viel besser war als ein Konzentrationslager, und ein Vater, der an der Front stand. Seit einiger Zeit war sie kaum mehr zurechtgekommen. Alpträume, bizarre Geschichten. Sie behauptete Stimmen zu hören und Erscheinungen zu haben. »Machen Sie sich keine Sorgen, das ist bei allen Kindern so«, erklärte Mrs. Tanaka Meiko eines schönen Tages, während sie zusammen die Wäsche aufhängten. »Das ist nur eine Phase, Sie werden schon sehen.«

Meiko konnte nur hoffen, dass die Nachbarin recht hatte.

»Was gibt es denn da zu glotzen?« Die Stimme, die neben ihnen erklang, war so scharf wie ein Bajonett. Meiko zuckte zusammen, als sie den Sprecher erkannte. Man nannte ihn Wallaby oder so ähnlich; Aufseher nannten ihren Namen selbst nicht, das war eine Regel. Diesen hier mochte keiner der Insassen. Ständig machte er sich über sie lustig, zog die Augenwinkel mit den Fingern lang und nannte sie mit singender Stimme »kleine gelbe Männchen«. Er war bestimmt der Ansicht, dass die Insassen minderwertig waren, nicht bloß anders als Weiße, sondern dass ihnen tatsächlich etwas fehlte.

In ihrer Zeit in Amerika war Meiko zu dem Schluss gekommen, dass diese Ansicht purer Unsinn war. Es war nicht so, dass ihr der Glaube, eine Rasse sei allen anderen überlegen, fremd war. Das war er ganz bestimmt nicht, Japaner wurden nämlich auch in dem Glauben erzogen, sie seien bessere Menschen als andere. Aber in Japan gab es nur eine Rasse, ein Volk, da konnte man wenigstens nachvollziehen, warum es so gekommen war. Amerikaner hingegen setzten sich aus so vielen Völkern zusammen; eigentlich hätte man da glauben sollen, sie hätten sich mittlerweile aneinander gewöhnt. Wie enerzierend musste es sein, ausgerechnet hier alle zu hassen, die anders waren!

Sie war allerdings zu klug, um diesem Aufseher das alles auseinanderzusetzen. »Wir gehen schon.« Sie bemerkte, dass Wachleute auch andere Insassen, die stehen geblieben waren, um dem Laster hinterherzusehen, auseinandertrieben und ihnen befahlen, sich davonzumachen.

Was den Laster noch ungewöhnlicher machte, war die Tatsache, dass es in letzter Zeit auch häufiger zu Besuchen von Regierungsmitgliedern gekommen war. Vor ein paar Wochen waren die ersten im Lager eingetroffen. Sie schienen gebildeter zu sein, sie kleideten sich besser als die Einheimischen hier in Idaho, sie drückten sich eloquenter aus. Sie fuhren nagelneue Autos zu einer Zeit, in der es schwer war, überhaupt eines zu bekommen, weil die Produktion ziviler Kraftfahrzeuge aus Kriegsgründen eingestellt worden war. Es musste einen besonderen Grund geben, dass diese Leute die Reise nach Minidoka angetreten hatten, doch dieser blieb ein Rätsel. Sie mieden die Bewohner des Lagers und wurden von der Lagerleitung darin unterstützt, die, wenn man sie danach fragte, nur verlauten ließ, dass es sich um Finanzberater handelte, die sicherstellen sollten, dass das Lager auch effizient und straff geführt wurde.

Meiko fragte sich, wie man diesen Laster wohl erklärte.

Die provisorische Schule war nicht weit von ihrer Schlafbaracke entfernt, trotzdem brachte Meiko ihre Tochter persönlich dorthin und holte sie auch wieder ab, wann immer es möglich war. In Minidoka bestand die Schule aus nicht mehr als ein paar handgezimmerten Tischen, die man in einen Stall gestellt hatte. Ein paar Lagerbewohner waren schon vor der Internierung Lehrer gewesen, aber der Hauptteil des Lehrkörpers bestand aus Insassen, die sich bereit erklärt hatten, alles zu lehren, was sie selbst noch aus ihren eigenen Schulzeiten wussten: Englisch, Mathematik, Biologie oder Chemie. Die Eltern hatten Sorge, ihre Kinder könnten den Anschluss verlieren und dass sie die hier verbrachten Jahre nie wieder würden aufholen können. Bildung war japanischen Eltern wichtig.

Sie fürchteten, ihre Kinder würden nie aufs College gehen können. Dass ein unsichtbares Mal in ihre Lebensläufe gestempelt wäre und die Jahre in den Lagern eine Lücke darin wären.

Ihre Tochter hatte ihr einmal erzählt, dass sie immer allein zur Schule komme, während die meisten anderen Kinder in kleinen Gruppen ins Klassenzimmer gingen. Das hatte Meiko einen Stich ins Herz versetzt. Es gab tausend gute Gründe, warum das so war: So war ihre Tochter von Natur aus ein schüchternes Kind, aber Meiko konnte sich auch gut ein paar unfreundlichere Ursachen dafür vorstellen. Ihre Tochter war nur zur Hälfte Japanerin, wohingegen bei den meisten anderen Kindern im Lager beide Elternteile japanischer Abstammung waren. Japaner konnten ausgesprochen hochnäsiger sein, was Rassereinheit betraf. Außerdem mochte Aiko die meisten Dinge nicht, die andere Kinder liebten: Comichefte und Radioshows beispielsweise. Sie war nicht auf Stars und Sternchen fixiert.

Und dann war da das unablässige Zeichnen. Selbst Meiko musste zugeben, dass Aiko Bilder malte, als wäre sie besessen. Es war schwierig, sie davon abzubringen, selbst zu den Mahlzeiten. Und die Kreaturen, die Aiko malte! Meiko wagte kaum sich vorzustellen, was sich die Lehrer wohl denken mochten. Aiko hatte mit Tieren und Feen und Prinzessinnen angefangen aus Märchen, die ihr Vater ihr am Abend zuvor vorgelesen hatte, das Übliche eben. Aber seit sie hier im Lager lebten, hatte sie angefangen, Kreaturen zu malen, von denen Meiko ihr vor dem Schlafengehen erzählt hatte. Es waren solche, von denen Meiko selbst von ihrem Vater in Japan gehört hatte.

Die Zeichnungen wurden immer furchterregender. Jeder, der sie betrachtete, fragte sich, ob diese Motive für ein Kind nicht unnatürlich waren.

Meiko ging in die Hocke, um ihrer Tochter in die Augen zu schauen. Sie zupfte Aikos verrutschten Kragen zurecht. »Viel Spaß heute. Gib dir Mühe. Und ...« Sie zögerte und überlegte, ob sie den nächsten Teil wirklich aussprechen sollte. »... versuch, nicht zu viel zu zeichnen. Die Lehrer denken sonst, du hörst ihnen nicht zu.«

»Ich höre ihnen zu. Aber die Dämonen ...« Aikos Stimme verebbte.

Meiko wusste, was ihre Tochter hatte sagen wollen. *Aber die Dämonen wollen, dass ich auch ihnen zuhöre.*

Ihre Tochter behauptete, dass ihr Dämonen folgten. Sie saßen in der Ecke des Schulzimmers und kicherten, wenn die Lehrer etwas erklärten. Sie sagten ihr, welche Lagerinsassen schlimme Dinge taten, wenn niemand hinsah, welche Kinder ihren Müttern Münzen aus dem Portemonnaie stahlen und welche Eltern abwarteten, bis alle zu Bett gegangen waren, um ihre Kinder zu züchtigen.

Die Dämonen, sagte Aiko, wüssten alles.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Aiko ihre Mutter an. »Mama, ich weiß, du willst nicht, dass ich über die Dämonen spreche, aber ...« Sie wand sich. Sie hatte ein schlechtes Gewissen.

Sie versucht es. Sie ist wirklich ein gutes Kind. Seufzend fragte Meiko: »Na, was denn?«

»Mama, der Laster, den wir auf dem Weg zur Schule gesehen haben ... Die Dämonen sagen, dass wir uns von ihm fernhalten sollen. Sie sagen, darin soll etwas ganz Schreckliches sein.«



www.almakatsubooks.com

Die vielfach ausgezeichneten Werke der US-amerikanischen Autorin Alma Katsu wurden in fast 20 Sprachen übersetzt.

Stephen King lobte ihren Roman *The Hunger*: »Sehr, sehr verstörend und kaum aus der Hand zu legen.«

Nachdem sie 29 Jahre für die US-Bundesregierung arbeitete, ist Alma Katsu heute für die RAND Corporation zur Beratung der amerikanischen Streitkräfte tätig.

Sie lebt heute in den Bergen von West Virginia, zusammen mit ihrem Mann, dem Musiker Bruce Katsu, und den beiden Hunden Nick und Ash.

Infos, Leseprobe & eBook:
www.Festa-Verlag.de